

(Nachdruck verboten.)

2)

Clementine Holm.

Eine Frauenstudie von Gabriele Neuter.

Nachdem Frau Clementine aus dem ersten Freudenrausch wieder zu sich gekommen war, begann ein verdoppelt fremdiges und geschäftiges Leben für sie. Wieder tauchte sie bei den einflussreichen Persönlichkeiten der Alexandriner Gesellschaft auf, wo sie zwar viel für andre, aber noch niemals etwas für sich erbeten hatte. Diesmal setzte sie ihnen mit ihrer naiven und eindringlichen Beredsamkeit auseinander, daß sie eine sehr einträgliche und ehrenvolle Stellung für ihren Sohn brauche, denn jeder Mensch müsse doch einsehen, daß sie ihren Ottokar, nachdem sie ihn zehn Jahre entbehrt, jetzt in ihrer Nähe zu haben wünsche.

Noch einmal hielt sie eifrige Umschau unter ihren jungen Mädchen und wählte zuletzt eine hübsche, bescheidene Gouvernante als Schwiegertochter. Einige Erfahrungen von Widerpenflichkeit hatten sie gewirkt. Daß das arme Ding keinerlei Anwandte besaß und in einer kläglich besoldeten Stelle bei ein paar verzogenen Griechenkindern ihr Leben verframerte, hatte ihre Wahl vielleicht ein wenig beeinflusst. Desto mehr würde Gretchen den Glücksfall, der sie traf, zu schätzen wissen. Und Gretchen . . . wie dieser Name schon den Weltfahrer heimlich und freundlich anmuten mußte. . . .

Frau Clementine vernachlässigte alle ihre andren Schützlinge um dieses einen Zukunftsfindes willen. Die Waldhege konnte Hühner und Grotel nicht mit größerer Sorgfalt füttern und mästen, als Frau Holm ihr zartes Gretchen. Denn „Männer lieben das Fällige“, sagte sie mit ruhiger Sicherheit.

Vor allem mußte Gretchen die konventionelle Modetracht aufgeben, den schönen jungen Körper nicht mehr einschütern und sich mit den Gewändern bekleiden, die Frau Holm ihr aus selbstgewählten Stoffen schnitt und nähte. Ihr glattes, seidiges, dunkles Haar, welches ihr bis über die Stirn reichte, mußte sie aufgelöst herabwallen lassen, um den Kopf nur von einem silbernen Reifen zusammengehalten, und statt Stöckelschuhen trug sie Sandalen. So wurde Gretchen mit ihrer weichen, stimmungsvollen Haltung eine Erscheinung, die in den Kreisen englischer Aesthetiker Aufsehen erregt haben würde. Ein Londoner Maler von bedeutendem Ruf, der sich gerade in Egypten aufhielt, ließ ihr auch einmal, als sie mit ihren Höglingen spazieren ging, straßenweit nach und belästigte sie mit der Beschwörung, ihm Modell zu stehen. Infolge dessen wurde ihr die Stellung in dem griechischen Hause gekündigt. Aber Frau Holm war selig. Die Anerkennung ihres Geschmacks durch den englischen Künstler war ihr ein hoher Triumph. Sie liebte von da ab die erwählte Schwiegertochter noch weit zärtlicher. Sie nahm Gretchen nun zu sich ins Haus, um durch seinen fremden Einfluß mehr ihren Erziehungsplan stören zu lassen. Sie las und musizierte mit ihr, sie gab ihr Gesangsunterricht, und Gretchen entwickelte eine Stimme, die so weich und friedlich klang, wie ihre ganze Person anmutete. Sie ließ geduldig alles mit sich vornehmen und sah mit einem so sanften, gelassenen Lächeln dem Unwahrscheinlichsten entgegen, daß sie ein wenig an jene griechischen Schönen erinnerte, denen ein göttlicher Gemahl in Gestalt einer Wolke oder eines Schwans nahte, ohne daß sie sich besonders darüber verwunderten.

In den heißen Sommernächten, wenn die Mosquitos ihre Reisen bösen Saunmlieder sangen, hatte Frau Holm dagegen manchen inneren Kampf zu bestehen. Da bekam die Fremde selbst ein verzerrtes Gesicht und legte ihre schweren kalten Geisterhände auf die nach Atem ringende Brust.

Wie würde Ottokar ihr wiederkehren . . . ?

So sicher, wie sie sich in Bezug auf ihn vor den Leuten zeigte, war sie denn doch nicht.

Welche Art von Mensch war er geworden ?

Er schrieb ihr, daß er eine Stellung auf einer Plantage errungen habe, von der er leben könne. Aber was wollte denn das besagen ? Was schließt das Wort „leben können“ nicht für verschiedene Existenzen ein !

Welche Erfahrungen mochten hinter ihm liegen, welche dunklen Wege mochte er gegangen sein ! Und wieviel von dem

Schmutz und Staub dieser Wege war nicht vielleicht auf seine Seele gefallen und haften geblieben ?

Ihm wollte sie das reine, gute Kind, das Gretchen, ohne Besinnen in die Arme legen. . . . War das nicht ein ver-ruchter Leichtsin oder noch Schlimmeres ?

Aber wenn sie so weit in ihren schweren Gedanken gekommen war, dann richtete sie sich auf ihrem Lager in die Höhe und blickte mit heißen Augen in die Nacht. . . .

Ja gerade, wenn es so war, wenn ihr Junge als ein zerbrochenes, unglückliches, krankes Geschöpf heimkehren würde, durfte kein Mittel zu kostbar sein, um ihn der Freude, dem Leben, dem Glück zurückzugewinnen. Und mit entzückter Grausamkeit opferte Frau Holm in ihren schlaflosen Nächten hundertmal das ahnungslose Mädchen auf dem Altar ihrer phantasiervollen Mutterliebe.

Je näher die Zeit kam, für die Ottokar seine Ankunft gemeldet hatte, desto leidenschaftlicher und schmerzvoller wurde Frau Holms Sehnsucht. Die zehn Jahre hatte sie erduldet, die letzten zwei Monate vermochte sie fast nicht mehr zu ertragen. Lag sie nicht wach, in bangen Besürchtungen, so hatte sie quälende Träume, sah ihn in schrecklichen und jammervollen Lagen und konnte ihm nicht helfen. Dann erwachte sie mit lautem Schrei, rief Gretchen und fragte erregt, ob es nicht geläutet habe — sie meine, es stehe jemand an der Haustür. Hatte Gretchen dann durch die geschnitzten Läden geschaut und ihr versichert, nur der Thürhüter schlafe draußen auf seinem Baumwollensack, so legte sie sich mit tiefem Seufzen wieder nieder. Inweilen aber wurde die Angst so groß, daß die gewaltige Frau weinend und klagend umherlief und sich und Gretchen alle Gefahren ausmalte, die Ottokar noch auf der Reise treffen könnten. Das gute Kind ging dann stundenlang mit ihr auf und nieder in den Zimmern mit den bunten Draperien, wo Krokodil-Mumien und eingelegte Laternen von der Decke herabhingen. Hatte sie ihre mütterliche Freundin ins Bett zurückgeschmeichelt, so sang sie dieselbe, wie man es bei aufgeregten Kindern thut, endlich mit sanfter, leiser Stimme in Schlaf. Zuletzt stellte sich starkes Fieber bei Frau Holm ein, und sie versiel so sichtlich, daß Gretchen an Ottokar schreiben mußte, wenn er seine Mutter noch am Leben finden wollte, so möge er seine Reise beschleunigen.

Ottokar dankte ihr in einem leidlich stilisierten Brief für ihre Liebe zu seiner Mutter und bot sie um ihr Bild. Das durfte sie ihm zwar nicht senden, denn Photographieren, meinte Frau Holm, geben oft bedenklich falsche Begriffe von einer Persönlichkeit. Aber es war doch eine Verbindung zwischen ihnen hergestellt. Ottokar wußte von seiner Mutter Plänen für sein Glück.

Gretchen hatte zwar den schüchternen Vorbehalt zu machen gewagt: sie wolle Ottokar erst sehen, ehe sie endgültig ihr Jawort gebe. Ueber diese mädchenhafte kleine Schrunke ging Frau Holm mit kurzem, sicherem Trümpflachen hinweg. . . .

Endlich kam Ottokar. Merkwürdig, wie nüchtern meist solche Augenblicke, in denen sich die Sehnsucht und das Empfinden eines ganzen Lebens zusammendrängt, nach außen wirken. Der junge Holm küßte seine Mutter auf den Mund und ihr war schwindlig und wirr im Kopf. Sie sagte mir: „Mein Junge!“ und begann zu weinen und streifte seine Hände.

Darauf führte sie ihn in ihren orientalischen Salon, wo Gretchen stand mit aufgelösten Haaren und zwei blasse Rosen in dem silbernen Kopfreifen. Ottokar nahm die Vorbereitungen für das, was sie waren. Er warf einen schnellen prüfenden Blick auf das Mädchen, das verlegen vor sich niederlächelte, ergriff energisch seine Hände, zog es zu sich, küßte es auch auf den Mund und sagte: „Das ist jetzt also meine Braut!“

Dazu lachte er, mit einem tiefen behaglichen Lachen, und nickte seiner Mutter freundlich zu.

Dieser war die schnelle und einfache Entwicklung der Dinge nicht ganz recht. Sie hatte an stummes Werben, vor allem an lange und innige Beratungen zwischen sich und ihrem Sohn gedacht. Und nun war ihr alles gewissermaßen über dem Kopfe weggenommen. Das kränkte sie ein wenig.

Sie hätte es mädchenhafter von Gretchen gefunden, wenn diese fürs erste noch schen vor Ottokar geflohen wäre.

Aber Gretchen staunte glänzenden Auges den schlanken, großen, schönen Herrn an.

Gott — sie wäre ja schon dankbar gewesen, wenn er keinen
Büdel und keine Trinkernase gehabt hätte.

Und nun —!

Die zartfarbige Krawatte mit der grauen Perle . . . und
die sicheren nonchalanen Bewegungen eines Mannes, der sich
in der Welt umgesehen hat. Und dies verwirrende Lächeln
in seinen Augen, um seine Mundwinkel, das irgendwie mit
ein klein wenig Spott gemischt sahen und welches sie nicht
zu deuten wußte.

Er beobachtete sie unangeseht, während er seiner Mutter
Hand hielt und deren Fragen beantwortete. Das bescheidene
Gretchen fühlte mit Entzücken, daß sie unvermerkt in diesem
Kreise zur Hauptperson wurde. Es wirkte auf das Mädchen
wie starker Wein. Ihr hübsches Gesichtchen war ganz in
Rosenröte getaucht, sie lächelte über Ottokars Scherze und er-
widerte sie mit einer lustigen Schelmerei, die Frau Holm noch
gar nicht an ihr kannte. Sie ließ sich nicht zwei Sekunden
bitten, sondern setzte sich ans Klavier und sang ihre Lieder,
die Frau Holm ihr mit unermüdlicher Geduld eingeprägt
hatte, dem Gretchen war nicht besonders musikalisch. Der
junge Mann trat zu ihr und wendete ihr die Noten um. Als
sie das Lied zu Ende gesungen hatte, beugte er sich über sie
und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie antwortete ebenso leise,
und es entspann sich eine ernsthaft und eifrige Unterhaltung
zwischen den beiden.

Frau Holm saß in der andern Ecke des Zimmers allein
auf ihrem Divan. Es war nur eine kurze Zeit. Und sie
hätte still für sich in der Freude schwelgen können, daß ihre
Wünsche sich so über alles Hoffen und Erwarten zu erfüllen
schienen. Aber statt der Freude überfiel sie eine unbegreifliche
Traurigkeit, und sie kam sich so einsam und verlassen vor wie
noch niemals in ihrem Leben.

— Als es 10 Uhr schlug, sagte sie zu ihrer Schwieger-
tochter: „Du siehst müde aus, Kind, geh' zu Bett.“

Ihr Sohn wollte Einspruch erheben, aber es klang ein
scharfer Ton in ihrer Stimme, als sie kurz antwortete:
„Gretchen ist gewöhnt, um 10 Uhr ins Bett zu gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Berliner Bohemien.

In der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht Josef
Stern Skizze aus den hinterlassenen Aufzeichnungen von Guido
Weiß; wir entnehmen ihnen folgenden Abschnitt über Ludwig
Eichler, der wegen seiner originellen Persönlichkeit und wegen seiner
Fertigkeit als Uebersetzer auch in den Kreisen der Fachgenossen
einiges Aufsehen erregte:

Ludwig Eichler stammte aus einer jener sehr seltenen
Berliner Familien, die ihr Dasein auf mehrere Jahrhunderte
zurückführen können. Es mag ja auch in andern Hauptstädten vor-
kommen, daß eine solche Familie durch Fleiß oder Glück eines ihrer
Mitglieder plötzlich aus dem Dunkel hervortritt und zu Reichthum,
Ehren und Würden in der Bürgererschaft gelangt. Dieses Ansehen er-
hält sich vielleicht durch ein paar Generationen, aber es vermindert
sich mit der Verzweigung der Familie, und es bedarf dann nur eines
Mißgeschicks oder einer Schuld, so verschwindet ebenso rasch der Glanz
des Namens und damit der Name selbst. Die späteren Nachkommen
sind entweder im Genuß verkommen oder ausgewandert oder haben
die Geschichte ihres Stammes vergessen: kurz, man findet ihren Namen
nicht mehr in der Geschichte der Stadt. Die Eichlers gehörten in
älteren Zeiten zu den Fiskalerfamilien, die in den engen, dunklen Gassen
der inneren Stadt, die an die Ufer der Spree führten, ihre Stamm-
häuser besaßen. Später wendeten sich mehrere dem Schlächter-
handwerk zu, und auch das mit Glück. Einer dieser Familien
gehörte besagter Ludwig an, und die Verhältnisse waren so geartet,
daß seinem Wunsche, studieren zu können, nichts entgegenstand. Aber
nach einigen Jahren wandte sich das Glück, der Vater starb und es
zeigte sich, daß die Hinterlassenschaft nur eine sehr geringe war. Der
Sohn war nun ganz auf eignen Erwerb angewiesen, aber da er
kein Fachstudium ernsthaft betrieben hatte, so blieb ihm nur das
freie Litteratentum, mit dem er es versuchen konnte. Die französische
Litteratur drang damals mit Macht in Deutschland ein, die Nach-
frage nach geschickten Uebersetzern war groß, und so hatte Eichler bald
ein ausreichendes Brot: viele Romane von Dumas und George Sand
fanden durch ihn den Eintritt in die deutschen Leserkreise. In den
Litteratenkreisen hatte er wenig Verbindungen, da er weder einer
Clique, noch einer Partei angehörte, sondern ein unabhängiges Bimmler-
leben führte; bekannter wurde er erst, als er in dem Lesekabinett von Julius
aufsauchte, das in der Mitte der vierziger Jahre eröffnet und bald
der Sammelplatz aller social oder politisch Unzufriedenen geworden
war. Hier gefiel er sich in wüsten und aufregenden Gesprächen
und Vorschlägen, die man indessen nicht besonders ernst nahm,
da man ihn wegen seines bekannnten dissoluten Lebens eher für
einen Diener der Polizei hielt, bei der das Institut als ein sehr
zweckmäßiges galt.

Eine Entscheidung kam mit dem 18. März. Als an diesem Tage
um die Mittagsstunde eine große Volksansammlung vor dem könig-
lichen Schlosse stattfand, das Militär gegen die nichts weniger als
böswartigen Massen vom Schloßhof aus vorrückte, und die in ihrem
Ursprung noch heute unaufgeklärten beiden Flintenschüsse fielen,
stüßte sich das Volk scharenweise in die nächsten Straßen. Das
Lesekabinett lag an der Ecke der Oberwallstraße gegenüber der
Hauptbank, und vor dieser stand ein einzelner Grenadier als Wacht-
posten, gegen den die erste Aufregung der Massen sich wendete. Eichler
hatte diesen Lärm vom Lesekabinett aus bemerkt und drängte sich
unter den Haufen. Man hatte den Grenadier thätlich angegriffen
und versucht, ihm sein Gewehr zu entreißen. Bei diesem Ringen,
an dem sich auch Eichler beteiligt hatte, ging das dem Soldaten
schon halb entwundene Gewehr los, und die Kugel fuhr ihm durch
den Kopf; er war sofort tot. Die Menge stob entsetzt auseinander;
nur einige Männer, unter ihnen Eichler, bemühten sich um die
Leiche. Wie der Kampf dann allgemeiner wurde und die ganze
Stadt ergriff, ist bekannt; in den nächsten Tagen erst dachte man
daran, den Hergang des ganzen Ereignisses genau festzustellen, und
dabei spielte die Scene vor der Bank eine hervorragende Rolle, da
hier das erste Opfer des Kampfes gefallen war. Eichler war rot-
köpfig und trug einen mächtigen roten Bart, was bei Aufständen
bekanntlich stets ein starkes Verdachtszeichen ist; er war überdem der
einzige unter den Theilnehmern, der vielen Leuten bekannt war, und
so sprach es sich bald herum, daß er der Thäter gewesen sei. Da
die Revolution siegreich verlaufen zu sein schien, wurde dieses erste
Ereignis als der Beginn des Volkstempes von vielen hochgepriesen,
von andern freilich unsofort verabsiehet. Eichler nahm bei diesem
Zwischfall der Ansichten eine neutrale Stellung ein; er leugnete die
That nicht, aber er bekannte sich auch nicht zu ihr, und über den Abscheu
der einen tröstete ihn die Popularität, die er bei dem revolutionären
Volk genoss. Aber sie erblühte im Laufe des Sommers, und als die
Polizei sich einigermaßen stark genug fühlte, begann sie die Unter-
suchung wegen des Falles. Da die Zeugen, so viel man deren er-
mitteln konnte, nichts Genaueres über den Urheber zu sagen wußten
und Eichler selbst zugab, zwar in dem Gedränge gewesen zu sein, aber
jede Kenntnis von dem Ursprung des Schusses in Abrede stellte,
wurde die Sache niedergeschlagen. Aber für sein ferneres Leben war
und blieb sie entscheidend. Sein Erwerb war unsicher geworden; in
der Gesellschaft, selbst seiner Berufsgeossen, war er gemieden und so
verfaul er in dauernde Not. Die Sorge ums Brot hätte ihn nicht
niedergedrückt, aber es gab Zeiten, in denen er düsser und menschen-
schen ersah, und das triebte stets von neuem den Verdacht auf,
die Blutschuld haftete auf ihm.

Im Laufe der Jahre, als die Erinnerung an 1848 mehr und
mehr verblahte, nahm Eichler die Uebergekehrtheit wieder auf
und fand Zuflucht, da er eine zierliche und sehr deutliche
Handschrift besaß, aber er war träge geworden, hielt nicht Wort,
und die Verleger mußten, wenn die Konkurrenz drängte, ihn
bei genügender fester und spärlicher flüssiger Nahrung in ihren
Druckerräumen einsperren, um seiner Arbeit sicher zu sein. So
überlegte er z. B. in drei Nächten und zwei Tagen Henans „Leben
Jesu“, und es war die beste unter allen ihr folgenden
Uebersetzungen. Er ging darauf immer mit gutem Humor ein
und rächte sich dafür, da ihm ein Vorstoß niemals bewilligt wurde,
in den nächstfolgenden Tagen oder Wochen mit einem Wohlleben
nach seinem Geschmac, wo er dann für weitere Arbeiten, und hätten
sie die verlockendsten Bedingungen geboten, nicht eher wieder zu
haben war, bis der letzte Groschen angefliegen war. Eine Wohnung
hatte er längst nicht mehr, er begnügte sich, mochte er Geld haben
oder nicht, nachts an das Thor einer Fuhrmannschänke in der
Rißergasse zu klopfen, eines wulsten Gebäudes, das einst bessere
Tage gesehen und der Hof von Michael Aohlfhaas, dem Hofkammer,
gewesen war. Dort wurde aber auch dem Stauungaste die Sperre
nicht eher gelöst, bis er durch die Thürpalte dem Hansknecht die
sechs Pfennige eingehändig hatte, den Preis für ein Nachtlager auf
gemeinamer Streu mit einer ungelegten Stuhllehne als Kopf-
kissen. Hier wusch und säuberte er sich am andren Morgen so gut
als möglich; der Hansknecht ließ ihn aus alter Bekanntheit die
Schuhbürste und etwas Wäsche, so daß er immerhin recht reinlich
ansah, wenn er auf die Straße trat, den grünen Plaid um
die Schultern geschlagen, der ihm je nach dem Wetter als
Sommerjackett, als Winterrock, als Pelz und als Regenstirn
diente und den er um keinen Preis je ablegte, weil darunter
nur die bare Hemdarmeligkeit wohnte. Und nun schritt
er einher in frischen Stunen, wen er heute wohl anpump. Denn
das war ein Gewerbe, das er als Kunst und mit Grazie betrieb.
Er hatte aus früheren besseren Zeiten die Gabe einer leichten,
gemüthlichen Unterhaltung sich bewahrt, und so wurde der Unerfahrene
leicht sein Opfer. Von einem Gespräche über Stadtmängel, politischen
oder litterarischen Ereignisse sprang er plötzlich ab, als käme
ihm da ein augenblicklicher Einfall, und fragte den Gastfreund, ob
er ihm eine bestimmte, meistens kleine Summe wohl „bis morgen“
darleihen könne. Auf Herunterhandeln ließ er sich nicht ein, er ließ
dann durchblicken, daß es sich um eine Ehrenschuld handle, die er,
da er gerade in der Nähe sei, begleichen wolle, leider habe er seine
Geldtasche auf dem Nachtrische liegen lassen. Mißlang das, so ging er
ungestört freundlich von dannen, zu einem zweiten. Ebenfowenig
aber ging er darauf ein, wenn der Angezapfte ihm etwas mehr geben
wollte, denn darin hatte er einen seltsamen Stolz. So staltete er
mit großer Regelmäßigkeit an jedem Sonnabendnachmittag seinem

einstigen Studiengenossen Köppen, dem Verfasser des „Buddha“, einen Besuch zu diesem Zwecke ab. Hier war er offenerziger und das Ende seiner Unterhaltung war immer die Bitte um etwas kleine Münze zum Genuß einer Tasse Kaffee, den er noch nicht getrunken habe. Jedesmal wurde ihm diese Bitte auch gewährt, aber Köppen empfand die Störung in dieser freien Arbeitszeit doch allmählich peinlich, er jagte dem Gaste also umherfallen: „Eichler, mein Buch wird nie fertig, wenn ich nicht diese freien Nachmittage ganz darauf verwende. Sieh, auf die Tischede werde ich stets ein Biergroßschensstück legen, nimm es stillschweigend und trolle Dich, damit wirst Du mir einen großen Gefallen thun.“ Köppen sagte ihm das in so freundlicher Weise, daß der andre sich dadurch nicht beleidigt fühlen konnte, und in der That ging das Geschäft eine Weile ganz glatt vor sich. Eines Tags aber hatte Köppen kein kleines Geld und legte deshalb ein Thalerstück auf die bewußte Tischede. Eichler trat wie gewöhnlich schweigend ein, ging zum Tische, sah den Thaler an, schritt, ohne ihn zu berühren, ebenso schweigend wieder zur Thür hinaus und ist nie wiedergelommen. Trafen sich die beiden zufällig auf der Straße, so war Gruß und Gespräch freundlich und unbefangen, wie vordem, aber von der Tasse Kaffee war nie mehr die Rede. Eichler rauchte sehr gern, aber das Anerbieten einer Cigarre lehnte er stets unter irgend einem Vorwande ab. Dagegen konnte man, wenn er in einer stillen Stunde im Kaffee- oder Bierhause saß, es beobachten, wie er, scheinbar eine Zeitung lesend, von Tisch zu Tisch ging und da, wo er einen einsamen Aschenbecher mit einem noch ansehnlichen Stummel fand, sich dieses wie in der Zerstreung bemächtigte und ihn allmählich in der Tasche verschwinden ließ.

Einen großen Schicksalswandel erfuhr er, als er sich schon dem Alter näherte. Ein Kollege von ihm, dem es gelungen war, bei dem bekannnten Eisenbahnsönig Stroussberg und in dessen Zeitung „Post“ einen Unterschlupf zu finden, gedachte des armen Fremdes und machte Stroussberg auf den originellen Knaz aufmerksam. Stroussberg spielte gern die Vorsehung eines Menschenjchicksals, und nachdem er sich von der Brauchbarkeit des Mannes überzeugt hatte, bot er ihm eine Stelle in der Zeitung an, wo er die ihm bezeichneten Artikel aus französischen Blättern zu überzetzen haben werde. „Aber,“ fügte er hinzu, „da es auch außer der Zeit bisweilen etwas Arbeit für Sie geben wird, so müssen Sie eine Stube in der Nähe haben, und auch dafür ist schon gesorgt.“ Ohne etwaige Einwendungen abzuwarten, schellte er und ließ einen schon vorher insinuierten Commis, den Herrn in sein neues Logis geleiten. So geschah es, und den Eintretenden überraschte ein sauber möblirtes, schön geheiztes Zimmer. „Herr Stroussberg,“ erklärte der Führer, „hat die Miete samt Kaffee auf sechs Monate vorausgezahlt, auch für etwaige Mängel in Ihrer Garderobe, die Sie vielleicht in Ihrer andren Wohnung zu lassen wünschen, etwas gesorgt.“ Dabei öffnete er den Kleiderschrank, in dem sich ein vollständiger Sommer- und Winteranzug zeigte, er wies auf die Ecke, in der etliche Paar Stiefel standen, und gab ihm die Adressen der Handwerker, falls Abänderungen oder ein Tausch nötig wäre; er wies endlich nach dem Sofa, wo ein gutes Effortiment von Leibwäsche und Halsbinden ausgebreitet war. Eichler nahm das alles mit herablassendem Lächeln hin und ging alsbald an die Revision seines neuen Bestitums. Er schied dabei mehreres aus und legte es abscheid mit dem Bemerkn, das werde vorläufig unnötig sein. In der That soll man die Sachen später nie an ihm bemerkt haben; sie waren, wie die Wirtin behauptete, des selbigen Tags ins Pfandhaus gewandert.

Es sah in der That, als ob der letzte Versuch glücken werde. Eichler erschien pünktlich, arbeitete rasch und gut das ihm Aufgetragene und überfetzte außerdem freiwillig das eine oder andre aus den französischen Blättern, das ihm interessant oder lehrreich erschien. Falls die „Post“ davon keinen Gebrauch machte, hatte er vorweg die Erlaubnis erhalten, seine Arbeit andren Zeitungen anbieten zu dürfen, und bei diesen erboten er dann wöchentlch mehrere Male mit seinem Angebot. Es war meist unbedeutendes Zeug, aber da er auch nur ein sehr unbedeutendes Honorar in Anspruch nahm, so erwarben besonders kleinere Zeitungen, die keinen Aufwand für französische Blätter machen wollten, diese Mitteilungen und die Rechnung wurde beim nächsten Wiedererscheinen Eichlers sofort abgeschlossen und beglichen, oft aus der eignen Tasche der Redacteurs, die ihr Ergöhen an dem wiedergeborenen Menschen hatten. Das ging einige Monate recht gut und die Wirtin lobte ihren Mieter wegen seiner Sauberkeit und Ordnungsliebe gar sehr. Da fing er an, des Nachts ganz aus dem Hause zu bleiben, das wurde bald zur Regel, und die Wirtin bemerkte an seinen Kleidern bisweilen Spuren von Strohhalmen, die ihr gewaltiges Kopfzerbrechen machten. Eichler behauptete zwar, als er darnm befragt wurde, das Weid der Wirtin sei ihm zu schwer und zu heiß, auch sei ihr Kaffee zu sehr mit Eichorie versetzt, und über diesen letzteren Punkt wollte er die Frau nicht durch Vorstellungen kränken, die erfahrungsgemäß nie etwas nützten; aber der Kern der Sache war, daß er wieder zu seiner alten Herberge in der Fischerstraße zurückgekehrt war, wo er den Hausvater durch unterhörten Kapitalismus in Stammen setzte, sich sogar die Stiefeln von diesem putzen ließ. Das war der erste Schritt wieder abwärts in die geliebte Bohème. Bald wurde er auch unpünktlich in seinen Arbeiten, und noch lange bevor der Mietstermin abgelaufen war, war er aus seiner Wohnung verschwunden, wieder den alten grünen Plaid um die Schultern geschlungen und die Stube wieder so leer, wie vorher, zurücklassend. An Stroussberg hatte er einen Brief gerichtet, in dem er so offenerzig, wie vielleicht noch nie, gestand, daß er die Regel-

mäßigkeit der Arbeit und des Lebens, die er jetzt genieße, nicht länger ertrage; er finde Geschmack an dem soliden Leben und fühle Reigung, überflüssiges Geld zu sparen, das sei aber bei seinen Jahren ein gefährlicher Versuch, denn er gewöhne sich Bequemlichkeiten an, deren er früher nie bedurft habe, und sein Geist verliere alle Spannkraft, wenn er nicht mehr von Tag zu Tag für seine Existenz sorgen müsse.

Von da ab verliert sich sein Weg ins Dunkle. In einer Winternacht erfror er beide Füße und starb bald darauf in der Charité an Erschöpfung.

Kleines Anecdote.

— Das Versprechen hinterm Souffleurkasten. Der Theater-Plauderer des „Wiener Fremdenblatts“ erzählt von der Geistesgegenwart des Schauspielervöllchens folgende Geschichte: Der größte Blödsinn, fliegend auf der Bühne gesprochen, kann vor dem Publikum anstandslos passieren. Der kleinste Irrtum aber, vom Schauspieler verbessert und dadurch merklich gemacht, kann zum höhnischen Gelächter führen. Kürzlich sagt ein Darsteller mit einer überlegten Ruhe und klassischen Gemessenheit, die des weisesten Bibelwortes würdig gewesen wäre:

„Reden ist Schweigen — Silber ist Gold.“

Das Publikum blieb still — während die armen Partner und Partnerinnen des Künstlers zu bersten drohten. Aber die Sache wurde nicht verbessert, es entstand auch keine Pause, folglich kam sie dem Publikum auch nicht zum Bewußtsein. Die tausend Ohren da unten müssen die Mühle nur immer kappern hören, sie darf nicht stille stehen und sich nicht plötzlich nach rückwärts drehen — dann ist alles gut. In der jüngsten „Männer“-Vorstellung des Deutschen Volkstheaters sagte Herr Eppens als Schweizer seine kriegerische Aufgabe so hoch auf, daß er selbst über den jugendlichen Schiller hinauskam. Schiller hat nämlich im zweiten Akt auf die Frage Moores, ob es an Pulver nicht fehlt, zu antworten: „Pulver genug, die Erde gegen den Mond zu sprengen.“

In jungen Kriegermut aber fing Herr Eppens-Schweizer bei der letzten Aufführung gleich mit dem Mond an: „Pulver genug“ — sagte er — „um den Mond —“

Nun entstand eine Sekundenpause, weil der Schauspieler nicht gleich etwas Höheres finden und improvisieren konnte.

„Gegen den Stüb zu sprengen!“ („Stüb“ und „Mond“ sind die Namen zweier Tarockarten) tönte es plötzlich halblaut aus einer Conflisse hervor — aus dem Munde eines Kollegen, der in der Eile doch etwas Höheres als den Mond gefunden hatte. Herr Eppens machte natürlich von dieser Hilfe keinen Gebrauch, sondern half sich anders. Am großartigsten zog sich aber Herr Wajel, als er zum letztenmal vor dem Wiener Theaterpublikum den Valentin im „Verschwender“ gab, aus der Affaire. Von dem im schnellsten Tempo zu singenden „Jagdlied“ kannte er nur den Text der ersten Strophe verlässlich gut. Bei der zweiten kam der Souffleur aus dem Takt, und Valentin stand geradezu hilflos da. Ein andrer Gesangsdomiter wäre einfach weggegangen. Aber Wajel fand ein besseres Mittel. Er sang ganz einfach statt der humorvollen Naimumbischen Verse und Reime immer noch „Hodderodo“ und „Lala“ und tanzte ein bißchen dazu — bis zu den zwei letzten Zeilen jeder Strophe, die er auswendig konnte. Und das Publikum war ganz zufrieden! Aber damals trat dem vielerfahrenen Bühnenveteranen denn doch der Anschluß auf die Stirn. Und als er von der Scene abging, da sprach er ein geradezu weises Wort, indem er sagte: „Wann ich heut net die Geistesgegenwart hab' und net „Hodderodo“ und „Lala“ sing — so wär' ich beinah' stecken blieb'n!“

k. Der Journalismus in einer belagerten Stadt. Herbert C. Oliver, der bei dem „Diamond Fields Advertiser“ in Kimberley angefleht ist, schildert in einem Briefe an seinen Vater, einen Londoner Journalisten, seine Erfahrungen während der Belagerung: „Bewundernswert ist die Art, wie die Herausgeber des „Diamantfelder-Anzeiger“ bestrebt waren, die Zeitung während der viermonatlichen Belagerung regelmäßig erscheinen zu lassen, um so mehr, wenn man in Betracht zieht, wie vollständig wir von der Außenwelt abgeschnitten waren. Nur gegen Ende der Belagerung mußte das Erscheinen 4 oder 5 Tage eingestellt werden, da die militärischen Behörden das Blatt in Vamm gefhan hatten, weil es die vollen Thatsachen der Leiden des Volks und das Elend, den Schaden und Verlust, der durch den Hundertspänder der Boeren bei Kamfersdam verursacht worden war, enthüllt hatte. An manchen Tagen allerdings war die Zeitung nur noch dem Namen nach eine Zeitung, ein Gemisch von alten Anschnitten aus vielen alten Nummern des „Tit-Bits“ und andrer Zeitchriften. Ebenso nahm man seine Zuflucht zu der Bibliothek in Kimberley, und man schrieb immer wieder die Geschichte des früheren Transvaalkriegs und der Belagerungen. Auch Beiträge der Einwohner wurden angenommen, und wir hatten einige wunderbare Ergüsse in Prosa und Poesie; besonders die letztere war höchst gelungen. Inbessen die Einwohner bezahlten ihre 25 Pfennige und bekamen ihre Zeitung, — so wie sie eben war. Hin und wieder erhielten wir einige interessante Neuigkeiten, so als ein Cyperkreiter eine ziemlich neue Nummer der „Cape Times“ brachte, für die, so viel ich weiß, 100 W. bezahlt wurden. Es war ein wirklich amü-

fanter Publikum, wie der Chefredacteur, der Redacteur und die Verlags-erstatler eifrig die Zeitung studierten, mit fast atemloser Spannung; selbstverständlich waren Ehre und Kleinstertopf bald in vollster Thätigkeit, und die Leser des „Diamantfelder-Anzeigers“ fanden am nächsten Morgen, daß sie diesmal eine ausgezeichnete Zeitung bekamen. Natürlich wurde der Umfang des Blattes verkleinert.“ —

Litterarisches.

rw. Spitzlinge in und Schneeballen. Cathren und harmlose Geschichten von J. B. Müller-Herfurth. Frankfurt a. M. Verlag der „Sonne“. — Eine Cathren- und Humoresken-sammlung, von der man nicht weiß, warum sie gedruckt wurde. Sie sind weder besonders wichtig noch erwecken sie das Interesse. Dazu kommt noch, daß der Autor dem Leser die Lectüre seines Buches von vornherein verleidet durch eine renommistishe Vorrede, in der er einen Brief des Verlegers eines Berliner Witzblattes wiedergibt, der ihn zur Mitarbeit auffordert. Das soll beweisen, wie ein siebenmal gefcheidter Kopf der Autor ist! —

Gesundheitspflege.

en. Die Schädlichkeit rauchverzehrender Lampen. Seit geraumer Zeit ist der Gebrauch von Lampen zum Zwecke der Luftreinigung in Zimmern in Aufnahme genommen. Die Einrichtung des Apparates ist derart, daß der Docht einer Spiritus-lampe mit einem Netz aus Platindraht umgeben ist, das, nachdem der Docht einige Minuten gebrannt hat, und dann ausgelöscht worden ist, durch die dauernd aufsteigenden Spiritusdämpfe im Glühen erhalten wird. Die Wirkung der Lampe soll so vor sich gehen, daß aus den Alkoholdämpfen infolge ihrer Oxydation an der Oberfläche der glühenden Platindrähte gewisse Verbindungen entstehen, die sich in der Atmosphäre des Zimmers verbreiten und schädliche Gerüche daraus verschwinden machen. Wählt man als Brennstoff den sogenannten Methylalkohol, durch dessen Verdampfung Formol entwickelt wird, so wirkt die Lampe auch noch antiseptisch und beseitigt demnach nicht nur unangenehme Gerüche, sondern auch geradezu schädliche Keime. Dem Nutzen solcher sogenannter Rauchverzehrer, der übrigens häufig überschätzt wird, stehen aber auch Nachteile gegenüber, wie ein Arzt aus Lyon durch Versuche an Meeresschweinchen festgestellt hat. Er setzte junge Meeresschweinchen unter gut gelüftete Glasglocken und leitete in diese dann die Verbrennungsprodukte eines Rauchverzehrs hinein, worauf die Tiere binnen kurzer Zeit starben. Unter den von der Lampe entwickelten Gasen müssen demnach auch giftige Stoffe vorhanden sein, für den Menschen sind sie allerdings nicht geradezu giftig, aber sie üben doch einen schädlichen Reiz auf die Luftröhre aus und besonders Halsleidende, denen an der Befestigung des Rauchs aus der Zimmerluft sonst gerade gelegen sein wird, sind daher vor einer unrichtigen Benutzung solcher Lampen zu warnen. Das Richtige ist, die Lampe für kurze Zeit in Thätigkeit zu lassen, dann anzulöschen und gleich darauf das Zimmer gut zu lüften. —

Aus dem Tierleben.

Die Entwicklung der Dasselfliege (*Hypoderma bovis*), der Urheberin des „Wiesens“ der Rinder, ist, wie der „Prometheus“ einem in der Monatschrift „Die Heimat“ veröffentlichten Bericht entnehmen, durch die neuesten Forschungen allmählich ins rechte Licht gerückt worden. Früher war man der Ansicht, daß das Weibchen mit seiner „perspektivartigen Legeröhre“ die Rückenhaut der Rinder durchbohrt und unter diese das Kuckucksei schiebt. Brauer widerlegte bereits 1863 diese Meinung, indem er nachwies, daß die Legeröhre gar nicht im Stande sei, das harte Fell des Rindes zu durchdringen. Vor ihm hatte schon Clark betont, daß die Eier nur äußerlich an das Fell geheftet würden. Dafür spricht die Form der Eier, welche an dem einen Pol noch einen Ausatz zum Befestigen zeigen; ferner die feste Konsistenz der Eihaut behufs Abwehr äußerer Einflüsse. Brauer untersuchte die Mundteile und vertrat die Ansicht, daß die Larven sich nach dem Ausschlüpfen durch die Haut in das darunter liegende Gewebe bohren und hier die bekannten Dasselbeulen erzeugen. Für das sogenannte Stillstands-Stadium, d. h. für die verborgene Entwicklung in einem etwa sechsmonatlichen Zeitraum, fand er keine Erklärung. Da fand Kreislerarzt Hinrichsen in Hufum 1888 die Larven im Rückenmarkskanal eines Rindes und vermutete damals schon, daß die Eier durch den Schlund in den Darmkanal gelangen und von hier unter die Haut vor-dringen, auf welchem Wege sich dieses oder jenes Individuum durch die Zwischenwirbelböden ins Rückenmark verirren könne. Horne in Christiania fand sie ebenfalls an verschiedenen Stellen des Rückenkanals, außerdem, wenn auch selten, in der Brust- und Bauchhöhle und in einzelnen Organen derselben. Ferner konstatierte ein amerikanischer Tierarzt, Cooper-Curtice, im November 1890 das Vorkommen von Larven unter der Schleimhaut des Schindes, später, um Weihnachten, erschienen die Larven unter der Rückenhaut. Ganz unabhängig von ihm machten die Tierärzte Muser und Stepp 1896 auf dem Kleier Schlachthofe dieselbe Entdeckung. Sie stülpten den Schlund um und fanden unter der Schleimhaut in dem lockeren Bindegewebe die stäbchenförmigen, glashellen Larven. Später wurden die Beobachtungen hier wiederholt, desgleichen auf dem Schlachthof zu Amsterdam. Danach gestaltet sich der Entwicklungsengang der Dasselfliege folgendermaßen: Vom Juli bis September legt das Weibchen die Eier auf die Haut der Rinder; ob Eier oder

soeben ausgeschlüpfte Larven aufgelegt werden, ist noch unentschieden. Die einen oder die anderen oder beide bleiben am Schlund haften, bohren sich durch die Schleimhaut und verweilen hier bis Februar oder März (1. Stadium). Dann beginnt die Wanderung in der Richtung unter die Rückenhaut; ihren Weg bezeichnen eitrige Gänge (immer noch 1. Stadium). Die zarte Haut gestattet den Luftdurchtritt. Nach der Häutung tritt das Bedürfnis nach selbstständiger Atmung hervor. Die Larve durchbohrt mit ihrem Hinterende die Haut und atmet (2. Stadium). Mikroorganismen dringen in die Wunde und rufen eine Entzündung hervor; es bilden sich die Dasselbeulen, in deren Sekret die Larve heranwächst (3. Stadium). Nach neunmonatlichem Schmaroherleben verläßt die Larve ihren unwilligen Wirt, verpuppt sich in der Erde, und das Imago ausgeschlüpft nach 26 bis 30 Tagen der tomenartigen Puppe. Selbstverständlich wird das Wohlfinden der Rinder durch das Vieien und mehr noch durch das Weherbergen der Schmaroherlarven arg geschädigt. Die Fleischbeschau wäre nach dem Vorschlage des Schlachthof-Direktors Muser genötigt, das von Larven und eitrigen Gängen durchsetzte Fleisch dem Verkehr zu entziehen. Das Fell liefert starkdurchlöcherter Leder. Aus dem Verderb des Fleisches geht hervor, daß weder das Striegeln, noch das Einreiben, noch das Einreiben mit Petroleum oder sonstigen scharf riechenden oder bitter schmeckenden Flüssigkeiten, von Erfolg ist. Die beste Abhilfe gewährt zur Zeit immer noch das von Dr. Schmidt empfohlene „Abdasseln“, aber auch nur dem, wenn es als obligatorische Maßregel mit Konsequenz durchgeführt wird. —

Humoristisches.

— Immerhin etwas. Der kleine Trüm v. Pumphenheim: „Papa, was für 'ne Familie sind denn die von Schiller?“
von Pumphenheim: „Ach — so 'ne Art geistiger Militär-Abel.“ —
— Theater-Engelchen: „Tag' mal, Mama, was ist denn das für 'n ernsthafter Herr, Dein neuer Bräutigam?“
„Ach, der ist bei der Sittenkommission.“
„Und der läßt sich mit Dir ein?“
„Ja, er meint aber immer: Bloß zur Information!“ —
— Eingegangen. Sie: „Tom, Du wirst, daß ich Deine Frau werde — nun, ich sage „Ja“, wenn Du mir eine Kleinigkeit versprichst.“
Er: „Alles, was Du magst.“
Sie: „Dann versprich mir, daß Du nie mehr in Deinem Leben eine Cigarre rauchen wirst.“
Er: „Ich gelob' es Dir.“
Sie: „Küßt es Dir nicht recht schwer?“
Er: „Oh nein! Ich werd' von jetzt ab nur noch Pfeife rauchen.“ —

Notizen.

— Im Schiller-Theater ist die erste Aufführung der Novität „Hinrich Lornsen“, bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen von Erich Schlaikjer, für den 30. März angelegt. —
— Alice Markert, die im Berliner Lessing- und Schiller-Theater thätig war und in verschiedenen freien Bühnen in größeren Rollen mitwirkte, ist zum „Vrett!“ gegangen. Sie debütierte in Frankfurt a. M. mit Erfolg als weiblicher Fregosi. Sie verdient jetzt etwa neunmal so viel als früher. —
— Karl Burrian, der erste Tenor des Hamburger Stadt-Theaters, ist vom Direktor Mahler für die Wiener Hofoper unter sehr günstigen Bedingungen engagiert worden. —
— Die Wiederherstellungskosten des beschädigten Heine-Denkmal in New York werden auf 5000 Dollars veranschlagt. —
— Der Custos an der Gemäldegalerie des Wiener Museums, Privatdocent Dr. Hermann Dollmayr ist im Alter von 35 Jahren gestorben. Er war auch Redacteur des „Ver sacrum“. —
— Ein einziger Pariser Theaterkritiker, Emile Faquet und „Journal des Débats“, hat der Wahrheit die Ehre gegeben und in seinem Blatte erklärt, daß ihn die Aufführung des „Hilfson“, Drama in sechs Akten und dreißig Monologen von Moskau, „vor allem rasant gelangweilt“ habe. —
— Ein antikes römisches Theater wurde in der französischen Gemeinde Saint-André-sur-Cailly zu Tage gefördert, ein Seitenstück zum römischen Theater von Orange. Die Proszeniumöffnung hat eine Breite von nicht weniger als 70 Meter, die ganze Bühne eine Peripherie von 170 Meter. Die alten Logen und zum großen Teil die Sitzreihen des Zuschauerraums sind sehr gut erhalten. Der Besitzer des Grundstückes, aus dem das Theater ausgegraben wurde, machte es der Gemeinde zum Geschenk und diese beabsichtigt, darin Aufführungen zu veranstalten, ähnlich jenen im Theater von Orange. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 25. März.